

Pietros grosse Reise

Autor(en): **Jemelin, Erika**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **34 (1944)**

Heft 14

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637721>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Pietros grosse Reise

Von Erika Jemelin

Als wir vom sonnenüberfluteten Feldweg in den Wald einbogen, sahen wir ihn. Ein alter, weisshaariger Mann, sass er am Wegrand und lächelte uns zu. Vielleicht war es die seltsame Blässe seines Gesichtes, die uns zurückhielt, oder das hilflose Lächeln, das uns aus seinen Augen entgegengrüßte. Er lächelte, wie es Menschen tun, die wissen, dass es Frühling ist, in deren Herzen sich jedoch eine geheime Furcht verborgen hält.

Nein, es sei nicht mehr weit bis zur Eisenbahn, gaben wir auf seine eindringliche Frage Auskunft, und irgendwie hätten wir ihm helfen mögen. Aber er schüttelte nur den Kopf und sein Blick wurde von Trauer schwer. Es werde nach einer Weile des Rastens schon wieder gehen, meinte er, wohl sich selbst zum Trost, aber es sei eben immer das gleiche. Das dumme Herz mache Geschichten und vereitle in letzter Minute seine schönen Pläne. Und er wolle doch nun endlich seine grosse Reise antreten, die Reise ans Meer. Ach, sein fernes, weites Meer! Diese rauschende Unendlichkeit, nach der er sich ein ganzes Leben lang zurückgesehnt habe. Seit damals, als er mit seinem Vater zum letztenmal im Fischerkahn zum Fang auszog.

Schritte näherten sich, und Pietros erst noch weitgeöffnete Augen, die einen fremden Himmel und das grosse, grosse Wasser widerzuspiegeln schienen, wurden trüb und dunkel vor Angst. Leise zitterten seine blutleeren Lippen, aber ein Lächeln wollte ihnen diesmal trotz aller Mühe nicht gelingen.

«Da ist er ja, der alte Strolch», sagte eine Stimme, die streng, aber doch nicht ganz ohne Güte war, und ein Mann in hellem Kittel, wohl ein Aufseher der nahen Anstalt, schaute kopfschüttelnd auf den Alten am Wegrand.

«Wie oft willst du uns noch durchbrennen, dummer Pietro?» schalt er, «glaubst du eigentlich, wir hätten nichts anderes zu tun, als dich zu suchen und zurückzubefördern?»

«Ich will aber nicht zurück», wehrte sich Pietro, «ich will nie mehr in das Haus, wo man hinter geschlossenen Fenstern

wie in einem Gefängnis sitzt und sich immer nach draussen sehen muss.» Hilfesuchend glitt sein Blick zu uns, die wir ergriffen beiseite standen und nichts für ihn tun konnten.

«Es ist schrecklich», wandte sich nun der Aufseher an uns, «aber Sonntag für Sonntag entwischt Pietro trotz allem guten Zureden auf unerklärliche Weise aus der Anstalt und will auf die Eisenbahn und heim ans Meer. Dabei hat er Jahrzehnte in der Schweiz verbracht und sollte sich nun schonen, anstatt seinem kranken Herzen solche Streiche zuzumuten.»

Alles Sträuben half nichts; Pietro schien es langsam einzusehen. Umständlich erhob er sich, klopfte ein paar dürre Blätter von seiner Jacke und schaute uns dann der Reihe nach an. Wie einer, dem die Türe zum Himmelreich vor der Nase zugeschlagen worden ist, und der nun auch die letzte Hoffnung aufgegeben hat. Wie hätten wir ihm helfen und ihn trösten können? Wir lächelten ihm begütigend zu, drückten einen Moment lang seine kraftlos zitternden Hände und schauten dann zu, wie er an der Seite des Aufsehers mit müden, kleinen Schritten den Weg entlang ging, der ihn zur Anstalt zurückführte. Nichts hatte sich verändert, wir wussten es wohl; über unsern Häuptern das Lindengrün, und die goldigen Sonnenkringel auf dem Weg, alles war schön wie erst noch und voller Frühlingsglanz. In unsern Herzen jedoch war etwas von Pietros hilflosem Lächeln hängen geblieben. Eine merkwürdige Traurigkeit, die das Wanderlied von unsern Lippen löschte und dem Tag seine Sonnigkeit nahm.

Ein paar Tage später wollte es der Zufall, dass mir die einfache Notiz von Pietros Tod in die Hände fiel. Guter, glücklicher Pietro! Nun hatte er seinen Willen doch noch durchgesetzt, all den sonntäglichen Misserfolgen zum Trotz. Und niemand war diesmal imstande gewesen, ihn daran zu hindern, jene grosse Reise anzutreten, von der er jahrelang sehnsüchtig geträumt hatte, und zu der es weder Geld noch eine Eisenbahn braucht, sondern höchstens ein schlichtes, gläubiges Herz.

«Herr aus dem Norden» fragt: «Woher stammt der Name Galizien? Besteht ein Zusammenhang zwischen dem spanischen Gebiete dieses Namens und dem polnisch-russischen Grenzlande?»

Antwort: Unseres Wissens besteht kein solcher Zusammenhang. Die spanische Nordwestprovinz leitet ihren Namen aus einer lateinischen oder ältern Wortwurzel ab. Das «polnisch-russische» Galizien aber erinnert ganz einfach an das einstige Fürstentum «Halicz». Das russische «H» wird als «G» ausgesprochen. «Gusjatin» heisst der Grenzort östlich des Zbrucz, Husyatin westlich, auf dem altpolnischen Machtgebiet. Das «rotrussische» Fürstentum «Galicz» oder «Halicz» kam früh unter die polnische Krone. Der verdeutschte Name hiess schon vor der österreichischen Besitznahme des Landes «Galizien».

Es gibt Beispiele genug, die uns zeigen, wie zwei lautgleiche Wörter in weit entlegenen Sprachen entstehen, die etwas total anderes bedeuten. Meinetwegen denken Sie an das chinesische Schang in Schanghai und den berndeutsch-halbwelschen Namen «Schang» für Hans!

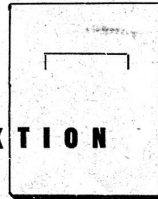
Neuling aus O. fragt: «Wer hat die Novelle: 'Der Schuss von der Kanzel' geschrieben?»

Antwort: Der Schweizerdichter Conrad Ferdinand Meyer. Zur Strafe für diese Frage sind Sie verurteilt, diese Novelle auch zu lesen. Vermutlich werden Sie es nicht bereuen, wenn Sie die Stunden, die es dazu braucht, freiwillig absitzen.

Frau von der Höhe fragt: Ist es wahr, dass das Deutsche im Kanton Freiburg immer weiter zurückgeht? Und könnte sich nicht eines Tages eine völlige Verdrängung zugunsten des Französischen ergeben?

Briefkasten

DER REDAKTION



Antwort: Mir scheint, Sie interessieren sich nicht nur für die Tatsache an sich, sondern finden es schade, dass die welschen Miteidgenossen Boden gewinnen? Oder habe ich nicht richtig zwischen den Zeilen gehört? Tatsache ist, daß der Sentaler Dialekt im letzten Jahrhundert an Boden verloren hat. Ebenso drückt das «Welsche» im Murtenbiet nach Nordosten. Das frühere «Altenryf», das heute Haute-Rive genannt wird, war ein deutscher und ist heute ein französisch sprechender Ort. Um den Schwarzsee herum tragen die Alpen und Weiler deutlich deutsche Namen, die sich «französiert» haben. Das Französische, das mehr und mehr seine Dialekte verliert, ist im zweisprachigen Kanton Freiburg stärker als das Deutsche, dank der schwerwiegenden Unterschiede zwischen der fremden Schriftsprache und dem zählebigen, sehr ausgeprägten «Sensebieterisch». Und nun Ihre «untertönige» Frage: Ist es schade, dass sich die Entwicklung so... und nicht etwa gegenteilig... abspielt? Ich stelle die Gegenfrage: Sehr geehrte Frau von Höhe, wünschen Sie etwa einen deutsch-welschen Sprachenstreit? Hoffentlich nicht! Oder doch nur in dem Sinne, dass Sie die Sentalerbauern und Dorfleute daran erinnern wollen, wie kräftig und urwüchsig ihre Mundart sei! Was darüber hinausgeht, gibt es anderswo... leider Gottes!

Aber hoffentlich nie bei uns! Der freie Wettbewerb der Sprachen gehört zu den Grundrechten unseres Staates, und wenn eine von ihnen Gewinne auf Kosten der andern macht, nimmt man an, dass sie ihre Vorteile oder Vorzüge habe. Aber man unternimmt hoffentlich niemals etwas gegen sie. Etwas anderes ist es, wenn eine im Rückzug befindliche etwas für sich selber tut. Ist die Interpellantin befriedigt?

An die Biertischpolitiker in N. Sie fragen, ob es richtig sei, zwischen «gerechtfertigtem» und «ungerechtfertigtem Profit» zu unterscheiden. Und Sie möchten einem Heißsporn und Revoluzzer die richtige Antwort auf seine Behauptung geben, «Profit» seit überhaupt «ein Verbrechen».

Antwort: Als die Holländer die Gewürzinseln erobert hatten, verpflanzten sie die Gewürznelkenkultur von ihrem ursprünglichen Standort Ternate nach Amboina und Banda. Der König von Ternate und sein Adel erhielten eine Pension von jährlich 18 000 Talern gegen die Verpflichtung, in ihrem Gebiete die Gewürznelkenbäume auszurotten. Alljährlich wurden die Inseln durchstreift und alle neu aufschiesenden Bäume zerstört. Drei Festungen mit einer starken Besatzung und 25 Kriegsschiffe sorgten für die immer wiederholte Ausrottung der Bäume und für die Unterbindung des Schleichhandels mit den Nelken, deren Preis dadurch auf einer «profitablen» Höhe gehalten werden konnte. Dieses eine Beispiel spricht für viele Dutzend Ähnliche. Vergleichen Sie die mit solchen Methoden erzielten Raubgewinne mit einer anständig einkalkulierten Gewinnquote eines Handwerksbetriebes, einer Fabrik, eines Bauernwesens, und halten Sie diesen Vergleich dem Heißsporn unter die Nase. Wenn er alsdann noch nicht begreift, dass es Unterschiede gibt, verdient er Zwangsarbeit.